dem offensiven Vorgehen die größten Schwierigkeiten in den Weg legen, politisch, weil der Anhang Spaniens auf der Insel sichtbar und rapide zusammenschmilzt und man den Augenblick fast schon vorher bestimmen kann, wo Spanien sich, außer auf seine Bajonette, auf nichts mehr zu stützen vermögend sein wird. Die Mission des Marschalls Martinez Campos darf als völlig gescheitert betrachtet werden. Um zu reussiren, hätte der Marschall ganz andere Verhältnissen vorfinden und mit ganz anderen Vollmachten ausgerüstet sein müssen, als ihm auf den Weg gegeben waren. So wie die Dinge lagen, konnte Marschall Martinez Campos den Aufständigen als Preis für ihre Niederlegung der Waffen kein Aequivalent bieten. Es wäre dann ebenso ziemlich Alles beim Alten geblieben, also gerade der Zustand beibehalten worden, der den Insulanern so unerträglich dünkt, daß sie um seiner Beseitigung willen die Fahne des Aufruhrs erhoben. Bleibt also nur der Weg der Gewalt. Auf diesem aber sind bis jetzt so geringfügige und so wenig ermuthigende Resultate erzielt worden, daß nicht die Spanier, sondern die Insurgenten mit Vertrauen der weiteren Entwickelung der Dinge entgegenblicken. Cuba ist handels- und wirthschaftspolitisch in den letzten Jahren unter der spanischen Verwaltung dermaßen zurückgegangen, daß zahlreiche Existenzen schon jetzt völlig ruinirt sind, andere dem gleichen Schicksal binnen Kurzem entgegensehen. Und Leute, welche nichts mehr zu verlieren haben, also bei jedem Umsturz nur gewinnen können, sind nur mit ganz unverhältnißmäßigen Anstrengungen und Opfern, wenn überhaupt, zu besiegen. Dabei weiß Cuba, daß es, wenn es bei Spanien verbleibt, auf keine Milderung des auf ihm lastenden Steuerdrucks rechnen kann, sondern eher ein noch schärferes Anziehen der Schraube seiner wirthschaftlichen Ausbeutung gewärtigen muß. Denn die militairischen und maritimen Rüstungen, welche Spanien zur Bewältigung des Aufstandes bereits hat machen müssen und noch weiter macht, kosten Millionen über Millionen, deren Beschaffung den Credit des Mutterlandes beinahe schon bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit angespannt hat und für deren Wiedererstattung zweifellos Cuba in Anspruch genommen werden wird, sobald Spanien wieder Herr der Lage geworden ist. Das Bewußtsein, daß Spanien, auch wenn es wollte, um seiner Finanzen willen auf intensivste Heranziehung der cubanischen Hilfsquellen nicht verzichten kann, in Verbindung mit der Erkenntniß, daß Cuba unter spanischer Herrschaft niemals gedeihlich sich entwickeln wird, führt den Insurgenten alle Tage neue Recruten zu. Dazu kommt nun noch die kaum mehr nothdürftig verhüllte Sympathie der Vereinigten Staaten. Die Flibustierexpeditionen, welche von Key West und anderen Puncten der amerikanischen Bundesstaaten nach Cuba auslaufen und dort glücklich landen, haben sich in letzter Zeit auffallend gemehrt, und wäre die Organisation des Aufstandes nicht eine so lockere und schwankende, so wären die Insurgenten vielleicht schon als kriegführende Partei anerkannt worden. Wenn es dahin käme, daß die Autonomisten ins Lager der Insurgenten übergingen, so wäre dadurch die staatsrechtliche Grundlage für ihre Anerkennung gegeben. Dies zu verhindern wird daher die dringendste politische Aufgabe des Marschalls Martinez Campos sein müssen.

Prinz Ferdinand von **Bulgarien** setzt die ultramontanen Politiker in nicht geringe Verlegenheit. Sie wollen zwar vom Standpunct der Weltinteressen des Papstthums auf den Katholicismus des Prinzen keine überschwenglichen Hoffnungen setzen; sie wollen dem Prinzen, der ohnehin einen dornenvollen Weg geht, nicht auch noch mit der Aufgabe belasten, die steifnackigen Bulgaren kurzerhand der Orthodoxie absponstig zu machen. Aber es gefällt ihnen doch auseinander, daß der Prinz den Fehler gemacht hat, eine Verfassungsänderung durchzusetzen, um die Erziehung seines Sohnes in der katholischen Religion zu ermöglichen. Daß der Prinz den russischen Ansprüchen gegenüber eine größere Widerstandskraft besitzen würde, wenn ihn und seinen Erben die Confession nicht von seinem Volke schiede, wenn er fest im Boden des bulgarischen Volksthums wurzelte, erscheint diesen Herren nebensächlich. Die Ultramontanen empfanden es also als eine Christenpflicht, um den Coburger eine schützende Leibgarde zu bilden. Prinz Ferdinand machte ihnen das allerdings recht schwer. Die Entsendung einer bulgarischen Abordnung nach Petersburg, die nur der Sehnsucht nach der Anerkennung durch Rußland entsprang, die Umstände, unter denen die Ermordung Stambulow's erfolgte, das gleichzeitige Erscheinen einer splendid ausgestatteten Schandschrift, die das Leitmotiv entwickelte, „es ist nur ein Bulgare weniger", ließen keinen Zweifel, wohin das bulgarische Staatsschiff treibt. Zögernd, mit halbem Herzen ging dann die ultramontane Presse ans Werk, den Prinzen Ferdinand ebenso reinzuwaschen wie die Alexianer der Anstalt Marienberg. Da war es nun recht fatal, daß mit wachsender Bestimmtheit die Nachricht auftrat, Prinz Ferdinand wolle, um seinen Lieblingswunsch der Erfüllung entgegenzuführen, ein Opfer bringen: er wolle seinen Sohn der Orthodoxie zuführen. Obwohl die weibliche Verwandtschaft herbeieilte, um den Prinzen, der sich mit solchen Gedanken trug, tüchtig ins Gebet zu nehmen, bereitete diese Opfertheorie den Ultramontanen eine ärgerliche Verlegenheit und störte sie empfindlich in der christlichen Arbeit der Mohrenwäsche. Schließlich faßten sie den rettenden Entschluß, die ganze Geschichte für eine bösartige Ausgeburt der liberalen Entenzucht zu erklären. Vorsichtigerweise bieten sie aber dem Prinzen für den Fall, daß er doch so übles sinne, bedingungsweise eine reiche Auswahl aus dem Schatz ihrer nicht schmückender Beiwörter an. Im Uebrigen bleibt es aber bei dem Beschluß, daß man der liberalen Presse nunmehr in bulgarischen Dingen nichts mehr glauben darf und daß die Centrumspresse gegen die „liberale Hetze" gegen den trefflichen, treukatholischen Prinzen Ferdinand mobil gemacht wird. Das Feldgeschrei aber lautet: „Was dem Ultramontanismus unbequem ist, kann unmöglich wahr sein." Wenn Prinz Ferdinand seinen Vortheil versteht, geht er reiflich mit sich zu Rathe, ehe er aus Sehnsucht nach der russischen Anerkennung mit diplomatischer Berechnung einen Schritt unternimmt, der ihm die werthvollen Sympathien eifriger und scrupelloser Bundesgenossen in Mitteleuropa entfremden muß. Vielleicht sagt er sich auch, es könne sich ereignen, daß er den Katholicismus vergeblich auf dem Altar der Diplomatie und der Eitelkeit opfere.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 5. August. Ueber die Eröffnung des Bundes-Oberhandelsgerichts geht uns der folgende Bericht eines der wenigen Augen- und Ohrenzeugen zu: Es war am Tage nach dem Siege von Weißenburg, dessen erste Kunde, anfänglich nur schüchtern geglaubt, den patriotischen Lieder-Abend im Trianon-Garten des Schützenhauses verklärt hatte; in einem mäßig großen Zimmer des Stadthauses am Obstmarkt vollzog Präsident von Pape in seiner schlichten Weise den bedeutsamen Act. Er stand an der Langseite des grünen Tisches, um den die Räthe saßen, ihm gegenüber saßen die Vertreter der königlichen Behörden der Stadt, der Universität, der Handelskammer, von der die Anregung ausgegangen war, Leipzig zum Sitze des Gerichtshofs zu wählen. Da vom Reichskanzleramt in diesen Tagen Niemand hatte abkommen können, vereidigte sich der Präsident selber. Er that es mit der einfachen Formel: „So wahr mir Gott helfe", es jedem der Räthe überlassend, dem Brauche seiner Heimath und seines Glaubensbekenntnisses zu folgen — denn bis dahin war über die Eidesformeln viel Zwiespalt gewesen; aber siehe da, einer nach dem andern bediente sich der gleichen Formel. Nun folgten die Begrüßungs-Ansprachen. Erhebend klang die Bedeutung der Zeitlage durch die Rede des Bürgermeisters Koch hindurch, noch wärmer aber verlieh der Rector der Universität Professor Zarncke der vaterländischen Begeisterung Ausdruck. Und jeder Ansprache folgte die Erwiderung des Präsidenten — knapp, gehaltvoll, edel in der Form. Es war eine unvergeßliche Stunde. Am übernächsten Morgen war an den öffentlichen Gebäuden die Nachricht des Sieges von Wörth angeschlagen.

* **Berlin**, 4. August. Der Rector der Universität Professor Pfleiderer trat gestern in der Rede beim Festact der Hochschule, welcher aus Anlaß des Geburtstags ihres Stifters stattfand, mit begeisterten Worten für das Heer ein. Das Heer sei eine Schule der Ordnung, der Tapferkeit und der Pflichttreue, der beste Hort andauernden Friedens. Der Rector knüpfte seine Ausführungen an die Thatsache, daß gerade vor 100 Jahren Kant's Abhandlung zum „ewigen Frieden" erschien, die als Schlußstein seines Systems der praktischen Philosophie und als präcisester Ausdruck der politischen Denkweise des 18. Jahrhunderts von besonderem Interesse ist. Er verwies kurz auf Kant's Vorgänger, den Abbé de St.-Pierre, der zuerst das Thema eines ewigen Friedens eingehend behandelte, schilderte sodann die Stellung Kant's selbst, der forderte, daß die einzelnen, auf der Basis einer „republikanischen", d. h. constitutionellen Verfassung aufgebauten Staaten einen dauernden Friedensbund eingehen sollten und daß das Völkerrecht auf diesem Föderalismus an sich freier Staaten aufgebaut werde, und gedachte eines Leibniz, Rousseau, Herder und Fichte, und der Bedenken, die schon diese der Idee des ewigen Friedens entgegengebracht, Bedenken, die wesentlich in dem einen Gesichtspunct zusammenlaufen, daß ein derartiger Föderalismus nur erreichbar sei unter Aufgabe der Selbstständigkeit und Selbstachtung des nationalen Staates. „An der Hand der geschichtlichen Erfahrung", so fuhr Pfleiderer fort, „haben wir gelernt, welch ein unveräußerliches Gut der selbstständige nationale Staat für ein Volk ist. Gewiß ist der Frieden ein wünschenswerthes Gut für alle Völker, aber das höchste und unbedingt zu erstrebende Gut kann und darf es niemals sein, weil kein Volk das Recht hat, ihm das unveräußerliche Gut seiner selbstständigen staatlichen Existenz zu opfern. Schiedsgerichte, wie sie schon St.-Pierre vorgeschlagen, haben sich bisher ja schon oft zweckmäßig erwiesen und ihre immer vermehrte Anwendung kann nur willkommen sein, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß jedenfalls kein Staat gezwungen werden kann, sie anzurufen oder sich unter allen Umständen ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ihre Berufung wird sich ja beschränken haben auf solche Fälle, wo es sich um peripherische Streitfragen des Meins und Deins oder um Fragen der formellen Ehre und internationalen Etiquette handelt, wo also kein wesentliches Lebensinteresse eines Staates auf dem Spiele steht. Ob aber ein solcher Fall vorliegt, wird doch immer nur das betheiligte Volk selbst beurtheilen können, ganz abgesehen davon, daß es in allen Fällen zweifelhaft ist, ob nicht die Schiedsrichter immer mehr oder weniger unter dem Gesichtspunct ihres eigenen Vortheils urtheilen werden. Ganz verfehlt wäre die auch vorgeschlagene allgemeine Entwaffnung. Söldnerheere konnten allerdings in der Hand gewissenloser Fürsten ein Mittel zu leichtfertigen Kriegen bilden, „das Volk in Waffen" aber ist das beste Mittel zur Bewahrung des Friedens, einmal, weil es dem Nachbar die Lust zum Kriege benimmt, dann aber auch, weil ein Krieg für ein Volk in Waffen zu einer sehr ernsthaften Sache wird, in die auch eine Regierung sich nicht leichtfertig stürzen wird. Freilich alle Möglichkeiten eines Krieges fortzuschaffen, geht nicht an, denn es ist nun einmal in der Weltordnung bestimmt, daß das Leben ein Kampf ist. Wir müssen also dafür sorgen, daß wir, um dem unvermeidlichen Kampf ums Dasein gewachsen zu sein, alle Kräfte unseres Volkes zur möglichst vollkommenen Tüchtigkeit ausbilden. Und welches Mittel wäre hierzu geeigneter, als die Erziehung des Volkes in der Schule des Heeres? Jede andere Schule gilt mehr oder weniger nur einem besonderen Wissen und Können. Die Schule des Heeres allein umfaßt den ganzen ungetheilten Menschen, leiblich und geistig. Für die Söhne der unteren Stände setzt sie das Werk der Volksschule fort und gewöhnt an Sauberkeit, Pünctlichkeit und Ordnung, bei der aus den höheren Schulen hervorgegangenen Jugend bietet sie durch ihre körperlichen Uebungen ein höchst werthvolles Gegenwicht gegen die Einseitigkeit einer gelehrten Bildung, deren ausschließliche Kopfarbeit die Frische und Kraft des jugendlichen Körpers leicht verkümmern läßt. Und bei Allen ohne Unterschied erzieht sie zu den Tugenden, die die Grundlage aller bürgerlichen Gesittung sind, zum Gehorsam, zur Tapferkeit, zum Opfermuth und zur Pflichttreue. Wie leicht versinkt eine Gesellschaft, die nur das Erwerbs- und Genußleben des Friedens kennt, in Materialismus, einem Volk in Waffen aber wird durch den ernsten Endzweck des Waffendienstes immer aufs Neue die Mahnung nahegelegt, nicht an die Güter das Herz zu hängen, die das Leben vergänglich zieren. Und von welchem Werth zumal in unserer Zeit, wo die Banden der gesellschaftlichen Zucht und Ordnung sich allenthalben zu lockern und zu lösen drohen, die Gewöhnung der Jugend an strictes Gehorsam und Achtung der Autorität ist, das ist gar nicht genug zu schätzen. Nicht jede Generation ist so, wie die vor 25 Jahren, berufen, in kriegerischen Leistungen dem Vaterland zu dienen, aber die Gesinnung und Charakterstärke, welche den Sieg im Kriege verbürgt, muß schon im Frieden gepflegt werden und kann auch an den Aufgaben des Friedens sich bethätigen und üben. Darum betrachtet es die deutsche Hochschule als ihre heilige Aufgabe, die Jugend zur echten Vaterlandsliebe zu erziehen, die nicht in eitlem Selbstruhm und hoffährtiger Verachtung sich äußert, sondern die besteht im Gefühl dankbarer Freude an den von den Vätern ererbten Gütern des nationalen Lebens und in dem festen Willen, es jenen gleich zu thun in Gehorsam und Pflichttreue, Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit. Das wird um so sicherer gelingen, je mehr beherzigt wird, daß alles Streben nach Weltverbesserung den Anfang machen muß mit der stillen Arbeit der Selbstverbesserung."

* **Berlin**, 4. August. Die Beisetzung Heinrich von Sybel's fand, wie schon kurz gemeldet, gestern Nachmittag unter außerordentlicher Theilnahme der Hof-, Staats- und Gelehrtenkreise auf dem Matthäikirchhof statt, in dessen Capelle die Aufbahrung erfolgt war.

Für den Kaiser erschien der Flügeladjutant Major von Jacobi, die Kaiserin hatte den Oberhofmeister Freiherrn v. Mirbach zur Feier entsandt, Prinz Alexander ließ durch seinen persönlichen Adjutanten Major Freiherrn von Süßkind einen kostbaren Kranz niederlegen, der Großherzog von Mecklenburg hatte seinen Gesandten von Oertzen zur Feier abgeordnet. Für das Staatsministerium erschien der Vicepräsident von Bötticher mit einer Kranzspende, der Cultusminister Dr. Bosse hatte einen prächtigen Kranz niederlegen lassen. Vom Auswärtigen Amt war der Unterstaatssecretair v. Rotenhan mit dem Geheimrath von Mühl und Legations-Rath v. Wildenbruch anwesend. Von sonstigen hohen Staatsbeamten seien Präsident Hölder und Polizeipräsident v. Balan-Potsdam genannt. Die Gelehrtenwelt vertraten die Professoren Mommsen, Freiherr v. Richthofen, Auwers, Weber, v. Treitschke, Hirschfeld, Wattenbach u. A. Die Beamten des Geheimen Staatsarchivs, die vollzählig zugegen waren, hatten gleich den Beamten des Archivdirectoriums kostbare Kränze gewidmet. Andere Kränze trugen die Widmung des Staatsarchivs zu Marburg, der Prüfungscommission für Archivaspiranten, der Monumenta Germaniae historica, des königlich preußischen historischen Instituts in Rom und der historischen Commission in München. Das hiesige historische Seminar entsandte drei Delegirte mit einem Palmenarrangement. Der akademisch-historische Verein, dessen Ehrenmitglied v. Sybel gewesen, erschien mit dem umflorten Universitätsbanner und einer Kranzspende. Die 6 Berliner Landsmannschaften hatten mit ihren Fahnen am Sarge Aufstellung genommen. Der Verein für die Geschichte Berlins spendete seinem Ehrenmitglied einen Riesenkranz. Die durch Professor v. Lenz u. A. vertretene nationalliberale Fraction ehrte das Andenken ihres Freundes durch Widmung eines Kranzes, ebenso das Curatorium des Victoriastiftungs. — Glockengeläute leitete die erste Feier ein, dann sangen königliche Sänger. Die Gedenkrede hielt Propst v. d. Goltz über das Wort „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt". Die Beisetzung erfolgte im Erbbegräbniß an der Seite der Gattin.

Das Beileidstelegramm des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe an den Sohn des verstorbenen Geschichtsforschers, Professor von Sybel in Marburg, hat folgenden Wortlaut:

„Mit tiefer Betrübniß empfange ich soeben die Nachricht von dem Ableben des Wirklichen Geheimraths v. Sybel. Mit Ihnen beklage ich den unersetzlichen Verlust, den unsere nationale Geschichtsforschung mit seinem Tode erleidet."

— Die Theilnehmer an dem großen Veteranenappell, etwa 6000 an der Zahl, versammelten sich heute Nachmittag in der Caserne des zweiten Garderegiments und wurden dort vom Ehrenpräsidenten der Gedenkfeier General Zychlinski begrüßt. Alsdann setzte sich der Zug, an dessen Spitze in bekränzten Equipagen der Ehrenpräsident, die Mitglieder des Festausschusses und 24 weißgekleidete Ehrenjungfrauen fuhren, nach der Siegessäule in Bewegung. Dort wurde ein Riesenkranz mit der Widmung: „Die Veteranen des deutschen Reiches" niedergelegt, worauf der Zug durch das Brandenburger Thor, die Friedrich- und Belleallance-Straße nach dem Tempelhofer Feld sich bewegte. Auf der östlichen Seite erhob sich eine Kanzel, um welche die Ehrenjungfrauen, die Officiere, und in weitem Kreise die Veteranen sich gruppirten. Mit dem Gesange des Chorals „Lobe den Herrn" begann die Feier. Superintendent Borberg warf in einer begeisternden Rede einen Rückblick auf die große Zeit von 1870. Er schloß mit dem Gelübniß, heilig zu halten die erworbenen Güter, die Alten zu bleiben in Gottesfurcht, Königstreue und Vaterlandsliebe. Es folgte Gebet und Segen. General Zychlinski hielt eine Ansprache an die Veteranen, die in ein Hurrah auf den Kaiser ausklang. Der Gesang des Chorals „Nun danket Alle Gott" beschloß die Feier. Tausende wohnten in andächtiger Stimmung dem Acte bei.

— Der Verein für gesundheitsgemäße Erziehung der Jugend hat beschlossen, eine Musterung der schulpflichtigen Jugend in Berlin ins Leben zu rufen. Er bezweckt, durch diese Maßregel umfangreiches Material zu beschaffen für ein Urtheil über die Wirkungen der Schule auf die Entwickelung und die Gesundheit der Jugend. Die Musterung soll durch Commissionen vollzogen werden, die sich aus Lehrern, Aerzten und Laien (Herren und Damen) bilden. Sie soll sich zunächst nur auf Knaben erstrecken, die am nächsten Einschulungstermin in 25 hiesigen Gemeindeschulen schulpflichtig werden. Der Verein hat sich für die sachlichen Kosten und die Gestellung der erforderlichen Aerzte verbindlich gemacht und die städtischen Behörden gebeten, an einem Tage im Beginne des nächsten Schulhalbjahres je einen geeigneten Raum für diese Musterung zur Verfügung zu stellen, den Eltern von dem Vorgange Kenntniß zu geben und je einen Lehrer und einen Bürger (vielleicht ein Mitglied der Schulcommission) zur Theilnahme an der Musterung aufzufordern. Das aus den Musterungen gewonnene Material soll den städtischen Behörden auf ihren Wunsch von dem Vereine zur Verfügung gestellt werden.

— Das Amt als oberster Schiedsrichter bei den Kaiser-Manövern wird nach den „B. N. N." der Kaiser selbst ausüben. Für den Fall, daß er den Oberbefehl persönlich übernimmt, wird Prinz Albrecht von Preußen, Inspecteur der 1. Armee-Inspection, ihn vertreten.

— Das kaiserliche Gesundheitsamt hat auf eine Anfrage über etwaige gesundheitliche Nachtheile des Turnens folgendes Gutachten abgegeben: „Der Turnunterricht fördert die Kraft und die Gewandtheit des Körpers und seiner Gliedmaßen; auf etwaige Gebrechen ist dabei Rücksicht zu nehmen. Aengstliche Eltern handeln unverständig, wenn sie ihre Kinder ohne zwingende Gründe von jener nützlichen Körperausbildung zurückhalten. Die in den Turnstunden gelegentlich vorkommenden Körperverletzungen sind fast immer leichterer Art und geben hierzu keine Veranlassung, zu, solche Unfälle würden ohne den Turnunterricht vielleicht noch häufiger sein, denn namentlich die männliche Jugend besitzt nun einmal das Bedürfniß, sich zu tummeln, und würde dasselbe, wenn das Turnen und die Turnspiele wegfallen, mehr als es jetzt geschieht, im wilden Spielen ohne Aufsicht zu befriedigen suchen."

— Unter dem Vorsitz des Consuls Bohsen hat sich ein Ausschuß gebildet, der die Erschließung Deutsch-Südwestafrikas durch Anlage von Bewässerungswerken zu seiner Aufgabe gemacht hat.

— Fürst und Fürstin zu Schaumburg-Lippe sind aus St. Petersburg hier eingetroffen.

— Der Reichstags-Abgeordnete v. Werdeck-Schorbus gehört auch zu denjenigen Reichstags-Abgeordneten, die den Feldzug 1870/71 activ mitgemacht haben.

* **Wilhelmshöhe**, 4. August. Die Kaiserin ist kurz nach 8¼ Uhr Abends mit dem ältesten kaiserlichen Prinzen auf Station Wilhelmshöhe eingetroffen und alsbald nach Schloß Wilhelmshöhe gefahren.

* **Nordhausen**, 4. August. Zur Erinnerung an die Siege von 1870/71 fand hier heute ein Krieger-Verbandsfest statt.

(Fortsetzung in der 1. Beilage.)

Unterhandlungen mit einem Kunsthändler betreffs einiger noch vorhandener Skizzen Paul's, zu welchen sie sich gezwungen sah, hatten sie völlig entmuthigt; sie floh aus dem Atelier dahin. — Der Springbrunnen war längst verrostet, das abgestandene Wasser in dem Bassin verbreitete häßlichen Geruch. Sie kauerte sich auf dem Thron zusammen und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Hier hatte er begonnen, der Traum, so prächtig, so gluthvoll! Es waren ja schon viele zerronnen, aber so rasch, so in Blüt noch keiner. — Wohin jetzt mit ihrem wegmüden Herzen? Was sie sich auch vorredete von Verzweiflung, ewiger Buße für die ihr selbst unklare Schuld, es schlug doch immer noch heiß, verlangend nach Leben und Freude und schauerte nur vor Einem zusammen in seinem Innersten — vor Verlassenheit! O, es fror sie so bei diesem Gedanken, daß sie sich schlotternd in die Falten des schäbigen Purpurs hüllte. — Da vernahm sie Tritte im Atelier und ihren Namen leise rufen. — Eine unbezwingliche freudige Sehnsucht ergriff sie nach etwas Unbestimmtem, das menschliche Gestalt annahm, eine bestimmte Gestalt.

„Hier bin ich, hier!" — rief sie verlangend.

Da trat eine hohe Gestalt unter den Eingang, ein schneeweißer Bart leuchtete in der Dämmerung.

„Vater! Mein guter, lieber Vater!" — Kitty stürzte hell aufjubelnd in die ausgebreiteten Arme des Greises.

Denselben Tag noch folgte sie ihm nach Bals.

Einem wunden Frauenherzen thut nichts wohler, als sich aufopfern müssen, fremde Leiden pflegen. Kitty hatte dazu den Winter über vollauf Gelegenheit. Den Grafen Seefeld hatte seine robuste Gesundheit plötzlich im Stich gelassen. Die Aufregungen des letzten Jahres mochten wohl ihren Antheil daran haben. Zu allem Ueberfluß machte sich noch ein längst vernarbter Beinbruch, eine alte Erinnerung vom Rennplatz, sehr mühsam bemerkbar. Da war nun Kitty ganz an ihrem Platz, sie ging ganz auf in der Pflege ihres Vaters. Abgesehen davon, daß hierdurch ihre Gedanken von der jüngsten Vergangenheit abgelenkt wurden, hatte die Sache noch einen andern Vortheil: einem kranken Vater durfte man nicht widersprechen.

Graf Seefeld war sich dieses Vorzugs wohl bewußt. Da wurden Spazierritte mit Arabella anbefohlen, wichtige Aufträge für die Oekonomie, für Schwarzacker ertheilt, welche Kitty immer mehr zwangen, die Stelle des Vaters zu vertreten und in Folge dessen sich überall zu orientiren. Die Folge davon war, daß sie sich rascher, als es sonst der Fall gewesen wäre, in die neuen lebens- und arbeitsvollen Verhältnisse von Bals hineinlebte und dabei, Dank ihrer auf dem heimathlichen Boden neu aufblühenden, kernigen Natur, sich rasch erholte. Nur in einem Puncte war sie schroff, auch dem Vater gegenüber. Es entging ihr nicht sein beständiges Deuten auf Franz, seinen Liebling. Darin lag für sie eine bittere Kränkung des Todten, eine Geringschätzung ihres eigenen erlittenen Leidens, ihrer ganzen unglücklichen Ehe, über die man überhaupt in Bals sorgfältig schwieg, wie über eine Schuld. Sie kannte ja sehr wohl des Vaters triftige und dringende Gründe. Das ungewohnte Leiden machte ihn ängstlich. Sie war die Letzte ihres Namens. Makowsky war ihm zum Mindesten fremd, kein Wunder, daß er über den Todten einfach hinwegsah. Ja, er war im Stande, in den Ereignissen eine göttliche Fügung zu erblicken, ein besonderes Walten himmlischer Mächte für das Haus Seefeld. Aber trotz alledem kränkte sie dieses Vorgehen, welches jedes Zartgefühls entbehrte. Wie er doch nicht nur sein Kind, sondern auch Franz unterschätzte! Dieses wankelmüthige Herz, das ihn verschmäht, so lange es rein, gesund und frei war, soll ihm jetzt genügen, von Leidenschaften zerfressen, nachdem ein Anderer es schon besessen! Da war er gerade der rechte! O, er ließ es sie nur zu oft deutlich fühlen! Das wäre gerade auch nicht nothwendig gewesen und that bitter weh, aber gewiß war es ganz gerecht. Sie konnte ihn nur achten um sein zurückhaltendes Wesen, dem selbst die Wärme der alten Freundschaft fehlte. Dagegen stand er im regsten Verkehr mit Arabella. Er war ihr ja zu Dank verpflichtet für die Unterstützung seines Problems, die Verbindung der beiden Gruben, welches längst ausgeführt war. Arabella schien ihm überhaupt das geworden zu sein, was er einst wohl von seiner Kitty erhoffte, seine Mitarbeiterin. Es war zu verwundern, daß Georg nicht eifersüchtig wurde.

Ritt Kitty mit Arabella, so war von nichts die Rede als von ihm. Seines Lobes wurde kein Ende, er war der Segen von Schwarzacker. Das wußte sie ja Alles selbst, ja besser als Arabella, aber sie fand solches Lob unpassend im Munde einer Frau; noch dazu einer Frau, die ihrem Gatten Alles zu danken hatte. Ja, auch selbst ihr gegenüber, der Wittwe eines Mannes, der doch ohne Zweifel viel bedeutender war als Franz, eine Kunstgröße, ein Genie. Aber das begriff ja Arabella nicht, und sie hielt es auch unter ihrer Würde, es ihr begreiflich zu machen.

Das Frühjahr kam, mit ihm neues Leben, dem sich auch Kitty nicht entziehen konnte. Die alten Kräfte wirkten, da half auch absichtlicher Widerstand nicht. Mit der Krankenpflege war es auch zu Ende. Graf Seefeld wagte sich schon wieder in den Sattel und machte täglich seinen Ritt nach Schwarzacker.

Das Kohlenwerk, welches man früher förmlich umging, bildete jetzt den Mittelpunct des Lebens. Der Sport kam erst in zweiter Linie, obwohl er durchaus nicht vernachlässigt wurde. Kurz, auf Schritt und Tritt merkte man den Einfluß Franzens, dem sich Alles unwillkürlich fügte.

Kitty wußte nicht, ob sie sich darüber freuen sollte. Was verhalf ihm denn eigentlich dazu? Ihre Abwesenheit! Noch etwas, die schlimme Erfahrung, die der Vater mit ihr gemacht. Ein System, das solche Früchte zeigte, mußte verworfen werden. Oft war es ihr, als müsse sie mit ihm darum kämpfen, um einen Einfluß, der doch ihr allein zukam in diesem Hause. Doch alle Ansätze dazu waren vergebens, es war ihr selbst nicht ernst damit. Konnte Sie doch die Heilsamkeit seines Wirkens selbst nicht wegleugnen. Nur Eins verdroß sie, daß er sich gar keine Mühe mehr gab mit ihr, daß er ihre Bestrebungen, sich allmählich im Geschäft zu orientiren, mit, wie es ihr vorkam, mitleidigem Lächeln betrachtete. Eine Frau, auf deren Rath ein Makowsky horchte, wird sich wohl auch noch die Kenntnisse irgend eines Buchhalters erringen können. Was sollte daraus werden, wenn sie einmal die Herrin war auf Bals? Das konnte rasch geschehen — ein ganz unhaltbares Verhältniß! Ja, was sollte daraus werden! Das quälte wohl auch den armen Vater. Aber was nützt das! Sollte Sie denn immer nur vom Zufall, von den Verhältnissen bestimmt werden? Warum heirathete er nicht Ihr zu Liebe schon? Dann war Alles gut!

Eines Abends ritt sie von Sittenfeld nach Hause, Arabella gab ihr das Geleite. Sie hatte vor einem Monat erst ihrem Gatten einen Stammhalter geschenkt und strahlte jetzt im Mutterglück. Die sie umgebende duftende Natur war nur die Folie ihres eigenen Innern. In solchen Zeiten macht sich in jedem edlen Frauenherzen der Drang geltend, auch etwas abzugeben von all der Wonne an seine nächste Umgebung.

Kitty's Dahinträumen war ihr schon längst ein Dorn im Auge. Die Ehe mit Makowsky war nun einmal in ihren Augen nichts als eine unglückliche Episode im Leben Kitty's, mit der man kurzweg aufräumen mußte. Sie haßte jede Sentimentalität, war gewohnt, von jeher der nackten Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen. Der einzige Weg zum Heil war für Kitty aber eine neue Heirath. Und die einzig richtige Heirath für Kitty war eine Heirath mit Franz, den sie schon vor ihrer Ehe mit dem Maler liebte — wahrscheinlich auch während derselben — die jungen Dinger sind sich ja selbst nie klar — und ganz gewiß jetzt liebt — wie sie aus unzähligen Anzeichen anzunehmen die Berechtigung hatte.

Die dampfenden Kamine, der Lärm, der herüberdrang, erhöhte die Spannung in ihrem Innern bis zur Unerträglichkeit. Ihrem Pferde selbst theilte sich dieselbe mit, es wollte nicht mehr Schritt halten mit seiner Begleiterin, der „Wildrose".

„Ist es nicht eine wahre Freude, wenn man da hinüber sieht?" begann sie plötzlich. „Wie das pustet und arbeitet Tag und Nacht!"

„Aber, liebe Cousine, das pustet und arbeitet da drüben ja schon, so lange ich denke! Was soll ich denn da Neues sehen und gar Erfreuliches?" erwiderte Kitty schwermüthig.

„Das ist sehr undankbar von Dir."

„Undankbar? Wem bin ich denn zu Dank verpflichtet?" — Kitty hielt ihr Pferd, der alte Stolz regte sich in ihr Arabella gegenüber.

„Franz! Für wen schafft er denn das Alles? Für wen sorgt er Tag und Nacht als für Dich!"

„Für mich! Weil er schaffen und sorgen muß, weil das sein Lebenselement ist! Weil der Ehrgeiz ihn antreibt — für den Vater — aber nicht für mich! — Daran denkt er wohl gar nicht, und wenn er daran denkt, wird es ihm nur peinlich sein."

„Allerdings, das kannst Du ihm gar nicht verargen. Was soll er denn, wenn Du die Herrin bist auf Bals? Seine Entlassung nehmen, wie irgend ein Beamter des Werkes?"

„Er kann ja bleiben."

„Als Dein Untergebener?"

„Warum nicht?"

„Weil man nicht dienen will, wo man einst geherrscht hat."

„Geherrscht, Franz, auf Bals?"

„Nicht auf Bals, aber in Dir, Kitty — als Dein Geliebter!"

Kitty riß ihr Pferd zurück. Heller Zorn blitzte aus ihren Augen. „Wer sagt Dir das? — Er?"

Arabella ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sie drängte ihr Pferd dicht an das Kitty's. — „O nein, er nicht! Weil er ein zu guter, edler Mensch ist, weil er eher sterben würde, als so etwas gestehen! Aber dieser da sagt es mir . . ." — Sie zeigte Kitty den kleinen Finger. — „Er sagt mir noch mehr, mehr, als Du selbst weißt, daß er noch immer herrscht — daß er . . ."

„Arabella, ich muß Dich bitten . . ."

„Dich zu verlassen. Das thue ich auch, da sich eben ein für Dich viel geeigneterer Begleiter naht."

Mit diesen Worten wandte Arabella hurtig ihr Pferd und sprengte zurück nach Sittenfeld.

(Fortsetzung folgt.)